

AMBER
BENSON

CHRISTOPHER
GOLDEN

LESEPROBE

Bram Stoker
Award-Winning
Author

SIEBEN PFEIFER

1

buchheim
VERLAG

Leseprobe zu Hardcover & E-Book:

Amber Benson & Christopher Golden
Sieben Pfeifer

Deutsche Erstausgabe
ISBN Hardcover: 978-3-946330-05-9
ISBN E-Book: 978-3-946330-06-6

Cover, Grafik: Designomicon | Anke Koopmann,
Jenö Gellinek art direction & photography
Lektorat: Claudia Pietschmann
Satz im Verlag

www.buchheim-verlag.de

© 2017 Buchheim Verlag, Olaf Buchheim, Grimma
Alle Rechte vorbehalten

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
The Seven Whistlers
Copyright © 2006 by Amber Benson
and Christopher Golden

Published in agreement with the author, c/o BAROR
INTERNATIONAL, INC., Armonk, New York, U.S.A.

Hinweis:

Die Seitenzahlen spiegeln die Seitenzahlen
der Hardcover-Ausgabe wider.

Amber Benson & Christopher Golden
Sieben Pfeifer

Umschlagzeichnung & Illustration von
John Howe

Aus dem Amerikanischen von
Bernhard Kleinschmidt

In alten Legenden heißt es, man höre in stürmischen Nächten manchmal ein seltsames Pfeifen, gefolgt vom Erscheinen riesiger schwarzer Hunde. Aber dies sind keine gewöhnlichen Kreaturen, sondern dämonische Wesen, entfesselt von der wilden Jagd auf verlorene Seelen. Nur selten sieht man mehr als einen von ihnen zur selben Zeit, doch wenn alle sieben gemeinsam erscheinen sollten, sei das Ende der Welt gekommen.

In der malerischen Stadt Kingsbury mitten in Vermont betrauert Rose Kerrigan den Tod ihres Großvaters, eines liebenswürdigen, aber seltsamen alten Mannes. Schon bald wird sie von der Legende der Sieben Pfeifer erfahren, denn die gespenstischen Hunde sind nach Kingsbury gekommen und jagen eine Seele, die man vor ihnen verborgen hat. Zuerst ist es nur einer, doch es werden mehr, je länger sie nicht finden, wonach sie suchen.

Und wenn alle sieben Dämonen zusammenkommen ...

I

Rose Kerrigan stand im sterilen weißen Flur des Pflegeheims und betrachtete die große Pinnwand über der Schwesternstation. Sie überflog die Angebote, während sie darauf wartete, dass die Tagschwester ihren Großvater ankleidete. Ihre Mundwinkel verzogen sich zu einem feinen Grinsen, als sie einen Zettel erblickte, auf dem eine Gesamtausgabe der *Encyclopedia Britannica* mit »leichten Gebrauchsspuren« zum Verkauf stand.

Sie fragte sich, wo einer der *Gäste* im Valley Glen Rest Home wohl sämtliche Bände einer Enzyklopädie unterbringen sollte. Wenn alle Zimmer so winzig waren wie das ihres Großvaters, musste man die Bücher direkt neben dem Patienten aufs Krankenhausbett stapeln, damit man noch genügend Platz hatte, um durch die Tür zu kommen.

Bei der Vorstellung, wie ihr vogelartiger Großvater umgeben von Lexika in seinem Bett saß, einen verwirrten Ausdruck auf dem mit grauen Bartstoppeln bedeckten Gesicht, wurde das Lächeln von Rose noch breiter. Es war ein garstiger Gedanke, schon klar, aber wie die meisten garstigen Gedanken weigerte er sich, ihr aus dem Kopf zu gehen.

»Worüber grinst du denn da?«, fragte eine Stimme hinter ihr.

Oberflächlich betrachtet war diese Stimme volltönend und anziehend; ein honigsüßer Alt, der trügerisch einlullend wirkte. Nur aufgrund ihrer Erfahrung entdeckte Rose darin einen schroffen, herablassenden Ton. Sie hatte ihre ganze Kindheit über Zeit gehabt, jede Nuance dieser Stimme zu studieren, weil Wissen Macht war. Denn wenn man wusste, welche Stimmung mit welchem Tonfall einherging, konnte man sich vor Angriffen schützen.

Nun, da sie erwachsen war, gab es nur noch eine Person, die allein durch ihre Stimme so viel Anspannung in ihr hervorrufen konnte – die Stimme von Isobel Hartung, der Frau, die sich ihre Großmutter nannte.

Rose drehte sich gezwungen lächelnd um und sah die alte Frau auf sich zukommen. Es klickte, wenn Isobels Absätze auf dem Linoleumboden aufkamen. Sie trug einen eleganten kamelfarbenen Pullover und eine Leinenhose; ihre dichten grauen Haare waren zu einem losen Knoten zusammengefasst, der die feinen Knochen ihres Gesichts betonte. Sie hätte schön sein können, wenn sie nicht so kalt gewesen wäre.

»Dein Großvater hatte heute Nacht einen kleinen Anfall«, sagte Isobel. »Ich nehme an, die Krankenschwester hat schon mit dir gesprochen ...«

Rose schüttelte den Kopf. Niemand hatte ihr davon berichtet, dass in der Nacht etwas vorgefallen war.

»Tja«, fuhr ihre Großmutter fort, »offenbar hatte er einen leichten Schlaganfall, der zwar nicht lebensgefährlich war, aber ich will trotzdem nicht, dass du ihn heute Nachmittag aufregst.«

Rose runzelte die Stirn. »Ich habe das Buch mitgebracht, das wir gerade lesen; wir sind schon beim letzten Kapitel. Normalerweise beruhigt es ihn. Ich kann mir nicht vorstellen, dass *Huckleberry Finn* irgendjemanden durcheinanderbringt ...«

Ihre Großmutter ignorierte sie, als hätte sie überhaupt nichts gesagt.

»Geh einfach zu ihm rein und sag ihm, du hast heute Nachmittag etwas anderes vor. Man darf ihn nicht überfordern, Rose. Wenn du nicht so unachtsam wärst, würdest du das selbst merken.«

Die Worte der alten Frau bohrten sich Rose wie eine scharfe Klinge ins Herz. Sie hasste es, dass sie so stark auf ihre Großmutter reagierte, doch das war schon seit ihrer Kindheit so, und scheinbar konnte sie das noch immer nicht überwinden.

»Aber ...«

»Ich muss jetzt mit dem Arzt sprechen, aber dann komme ich wieder her, um mich zu vergewissern, dass du weg bist.«

Damit drehte ihre Großmutter sich auf ihrem graubraunen Absatz um und schritt den Flur entlang. Während Rose der langsam kleiner werdenden Gestalt hinterherblickte, löste sich endlich die Anspannung und ihre Schultern sackten wieder herab.

Mein Gott, wenn ich die Frau nur sehe, würde ich am liebsten schreien, dachte Rose kläglich. Am Rand ihrer Wahrnehmung meldeten sich die ersten Anzeichen einer Migräne. Sie schob das Buch, das sie mit der Hand um-

klammert hatte, wieder in ihren Rucksack.

Huckleberry Finn musste eben noch einen Tag warten.

Seit ihr Großvater vor sechs Monaten ins Heim gekommen war, hatte Rose es sich zur Pflicht gemacht, ihn so oft wie möglich zu besuchen. Obwohl es ihm durch den Alzheimer, der ihm das Gedächtnis raubte, schwerfiel, auch nur die Gesichter seiner Angehörigen zu erkennen, ließ sie sich davon nicht abschrecken. Sie tauchte einfach alle paar Tage auf, mit einem dicken Buch bewaffnet. Wenn sie schon keine schönen Familienerinnerungen miteinander teilen konnten, würden sie dies wenigstens mit einer guten Geschichte tun. Auch wenn der alte Walter Hartung sie anscheinend nicht erkannte oder sie mit seiner Tochter – der Mutter von Rose – verwechselte, freute er sich sichtlich am Klang ihrer Stimme und an ihrer Gegenwart.

Als Rose das Zimmer ihres Großvaters betrat, saß dieser aufrecht im Bett, ein leichtes Runzeln auf dem verwitterten Gesicht. Schwester Cathy, die tagsüber Dienst hatte, räumte gerade seine verschmutzten Kleider weg und zwinkerte Rose zu, während sie ein Paar Socken in einen kleinen weißen Wäschesack stopfte.

Mit leiser Stimme, damit nur Rose sie hörte, flüsterte sie: »Ich hab gehört, was die alte Hexe da draußen gesagt hat. Hab gehofft, sie würde erst kommen, wenn ich schon lange weg bin.«

Rose nickte matt.

»Tut mir leid, dass Sie das Schlimmste abgekriegt haben«, fügte Cathy hinzu, wohl als Reaktion auf das bleiche Gesicht und die gefürchte Stirn von Rose.

»Ist schon in Ordnung«, erwiderte Rose. »Ich bin das gewohnt.«

»Trotzdem ist es nicht richtig«, sagte Cathy finster, während sie die Schnur des Wäschesacks zuzog und zur Tür ging. Sie schüttelte den Kopf so heftig, dass ihre kurzen blonden Locken wippten. »So geht man einfach nicht mit seinen Angehörigen um!«

Der Meinung war Rose ebenfalls, sagte jedoch nichts, als Cathy aus dem Raum ging und sie mit ihrem Großvater in dem spartanischen Zimmer allein ließ.

»Worüber jammert die Schwester eigentlich?«, fragte ihr Großvater. Seine Stimme verflachte sich in der Kehle, als hätte die Luft Schwierigkeiten, die Lunge zu verlassen. Außerdem hörte er nicht gut und bat Rose ständig, lauter zu sprechen oder zu wiederholen, was jemand anders gesagt hatte.

»Nicht so wichtig, Großvater«, sagte Rose, zog einen Stuhl zum Krankenbett und setzte sich zu ihm. Er hob den Arm, um nach ihrer kleinen Hand zu greifen und sie fest in seinen runzligen Fingern zu halten. Seine Haut fühlte sich wie die papierartige äußerste Schale einer Zwiebel an, trocken und rissig.

»Die werden dir sagen, mir wär heute Nacht übel gewesen«, sagte er. Aus seinen wässrigen Augen lief etwas Flüssigkeit. Er kam Rose aufgewühlt vor als sonst, und sie hatte Angst, ihm zu antworten.

Er spürte ihre Bedenken und machte ein böses Gesicht. »Hör bloß nicht auf den Schwachsinn, den die von sich geben, Mädchen«, knurrte er. »Das war keine Übelkeit

heute Nacht, sondern etwas anderes. Etwas wesentlich Schlimmeres als das, was dir der eigene Körper antut, wenn du alt wirst.«

Er umklammerte Roses Hand so kräftig, dass es ihr beinahe wehtat. Sein Ausbruch überraschte sie. So klar hatte sie ihn schon seit Wochen nicht mehr erlebt.

»Ich verstehe nicht, was ...«, begann sie, doch er schnitt ihr das Wort ab.

»Es gibt Böses auf der Welt, Liebes. Dinge, die jemand, der so jung ist wie du, nicht begreifen kann, aber glaub mir, sie existieren und lauern auf ...«

»Worauf?«, fragte Rose, der sich vor Furcht der Magen verkrampte.

»Auf deine Seele ... deine *sündige* Seele!«

Er presste ihre Finger zusammen, als wollte er die kleinen, empfindlichen Knochen darin zermalmen.

»Au! Du tutst mir weh, Großvater«, sagte Rose und presste vor Schmerz die Zähne zusammen. Anscheinend hörte er sie, denn der Druck auf ihre Hand wurde geringer, doch ihr Großvater ließ nicht los.

Sie starrte ihn an, um ihn zu einem normalen Verhalten zu zwingen, doch an dem glasigen Blick in seinen Augen sah sie, dass er ganz außer sich war. Rose drehte den Kopf und folgte diesem Blick, der sich auf etwas richtete, was sich knapp über ihrer Schulter draußen vor dem Fenster befand. Hinter der Scheibe sah sie nichts Außergewöhnliches, nur das skelettartige Braun der kahlen Bäume und das gedämpfte Grau des Himmels, an dem sich ein Unwetter zusammenbraute.

»Was ist denn, Opa?«, fragte sie. »Was siehst du da?«

Er gab ein leises Wimmern von sich, während ihm Tränen aus den Augenwinkeln strömten. In seinem Gesicht waren die seltsamen Erinnerungen, die ihm offenbar durch den Kopf gingen, nicht zu erkennen; er hatte diesen verlorenen, weggetretenen Blick, an den Rose gewöhnt war. Es brach ihr das Herz, dass sie den Menschen, der er einmal gewesen war, nicht aus seinem Panzer locken konnte.

»Der Tod ist auf der Jagd nach mir, Rose«, krächzte er mit vor Furcht zitternder Stimme. Von Entsetzen geschüttelt, sah er in diesem Moment wie ein kleines Kind aus, das sich vor etwas im Kleiderschrank oder vor dem Donnerschlag eines Gewitters ängstigte. »Sie kommen mich holen, Rose, wegen all meiner Sünden. Bitte lass nicht zu, dass sie mich kriegen!«

Rose versuchte, ihn zu beruhigen und zugleich seine Wahnvorstellungen zu begreifen. Er machte ihr Angst, aber dennoch empfand sie ein bisschen Freude. Es war das erste Mal in mehr als drei Wochen, dass er sie mit ihrem Namen angesprochen hatte.

Eine scharfe Kralle bohrte sich in ihre Schulter, um sie von ihrem Großvater wegzuziehen.

»Was hast du getan?«, rief ihre Großmutter, der eine lose Haarsträhne über das gerötete Gesicht fiel. Sie stieß Rose an die Wand, ohne sich darum zu scheren, dass der Kopf ihrer Enkelin schmerhaft an die Fensterkante prallte.

»Ich habe überhaupt nichts ...«, begann Rose.

Ihre Großmutter fixierte sie mit einem derart bösartigen Blick, dass ihr der Protest in der Kehle stecken blieb.

Hinter Isobel stürzten ein Arzt und zwei Krankenpfleger ins Zimmer. Einer der Pfleger, ein großer, dunkelhäutiger Mann mit einem wilden Afro, schob dem Patienten eine Kanüle in den Arm, um ihm mit kühler Effizienz ein Beruhigungsmittel in die Vene zu spritzen.

»Raus!«, schrie Isobel und richtete ihren knochigen Zeigefinger auf Rose.

Der Arzt und die Pfleger waren zu sehr mit dem Mann im Bett beschäftigt, um zu sehen, welcher Hass sich im Gesicht der alten Frau ausbreitete, doch Rose traf er bis ins Mark.

Eine weitere Aufforderung brauchte sie nicht; dieser Blick reichte völlig aus. Sie drehte sich um und floh aus dem Zimmer.

II

Während er schlief, hatte er keine Träume gehabt; die waren von dem Beruhigungsmittel in Schach gehalten worden. Seine schütteren weißen Haare klebten verschwitzt am Kopf, und als irgendwo im Raum ein Stuhl zurückgeschoben wurde und dessen Beine über das kalte Linoleum des Bodens quietschten, fuhr Walt Hartung mit einem Ruck hoch.

Unsicher, wo er war, blickte der alte Mann sich um. Das Zimmer kam ihm bekannt vor, doch er konnte es

nicht einordnen. Allmählich strömten Bruchstücke seines Gedächtnisses zurück, und er erinnerte sich an diesen Ort. Andere Dinge kamen ihm ebenfalls in den Sinn, dann kehrte die Furcht zurück.

Als er den Kopf drehte und sah, dass er nicht allein war, ließ seine Angst nach, wenn auch nur für einen Moment.

»Bella ...?«, fragte er mit heiserer Stimme.

»Ich bin hier, Walter.«

Sie ist immer noch so schön wie an unserem Hochzeitstag, dachte er, während er auf Isobel starre, die neben ihm steif auf einem Stuhl saß. Er streckte die Hand aus, und sie ergriff sie, um seine Finger zu massieren. Aus dem Augenwinkel sah er, dass sich auf seinem Arm ein großer, violetter Fleck gebildet hatte. Da erinnerte er sich an die riesige Kanüle und die grimmige Entschlossenheit in den Augen des Pflegers, der ihm die Nadel ins Fleisch gestoßen hatte.

»Lass mich nicht allein«, krächzte Walt. »Bitte bleib bei mir, Bella.«

Sie lächelte ihm zu, doch ihre Augen unter den langen, getuschten Wimpern waren traurig. Ohne etwas zu erwidern, drückte sie seine Hand.

»Sie kommen mich holen«, flüsterte er, während sein Herz in der hageren Brust hämmerte.

Ein Schluchzen entfuhr ihm, und große Tränen rannen an seinem Gesicht herab. Weil er ihnen keinen Einhalt gebieten konnte, drehte er das Gesicht zum Kissen, um sie so gut wie möglich trocknen zu können. Als er wieder aufblickte, zog Isobel ein Papiertaschentuch aus der Schachtel auf dem Nachttisch und tupfte seine Augen

damit ab, wobei sie darauf achtete, ihm nicht wehzutun. Worte fielen keine mehr.

Schließlich beugte sie sich vor und berührte mit den Lippen seine Stirn. So blieb sie einen Moment und atmete den Geruch seiner Haut ein, bevor sie aufstand, ihm ihre Hand entzog und den Raum verließ.



So schnell sie konnte, eilte Rose zwischen den Bäumen hindurch. Sie verfluchte sich, weil sie die Abkürzung über den Friedhof genommen hatte. Es wurde immer dunkler, und normalerweise war sie so ängstlich, dass sie diesen Ort selbst bei Tageslicht mied. Sie hatte keine Ahnung, warum sie sich hierher gewagt hatte, während der Mond wie ein reifer Pfirsich am Himmel über ihr aufging.

Seit sie das Pflegeheim verlassen hatte, war sie wie auf Autopilot. Was sie gerade erlebt hatte, ging ihr ebenso im Kopf herum wie der hasserfüllte Blick in den Augen ihrer Großmutter. Alles spulte sich ständig wieder in ihr ab. Am schlimmsten war, dass sie nicht wusste, was sie falsch gemacht hatte. Sie hatte nicht einmal etwas aus dem Buch vorgelesen, sondern war einfach nur ins Zimmer ihres Großvaters gegangen, um ihm »hallo« zu sagen, und schon war die Hölle los gewesen.

Als in der Tiefe ihres Rucksacks ihr Handy summte, blieb ihr fast das Herz stehen. Sie verzichtete darauf, nach

dem Telefon zu wühlen, weil sie wusste, dass das Jenny war. Die wollte sie bestimmt nur daran erinnern, dass sie sich um sechs im Pennywhistle trafen, statt wie üblich erst um sieben.

Das war ein uraltes Ritual – jeden Dienstagabend kamen Rose und ihre Freunde im Pub zusammen, um ein paar Bier zu trinken und darüber zu plaudern, was in der Stadt passiert war. So blieben sie in Kontakt und konnten nebenbei ein bisschen Dampf ablassen. Sich am Dienstag zu treffen, war eine eiserne Regel, die nicht gebrochen werden durfte, aber in manchen Wochen saßen sie auch zwei oder drei Mal im Pennywhistle.

An diesem Abend wäre Rose jedoch beinahe zurück zur Hütte ihrer Eltern gefahren, statt in die Kneipe. Sie war mit den Nerven am Ende, und ihr Kopf pochte. Bei dem Gedanken an ihren Job, in dem sie Pferde striegelte und sattelte, Futtersäcke schleppete und sich mit Touristen herumplagte, die noch nie auf einem Pferd gesessen hatten, tat ihr der Schädel noch mehr weh. Dann fiel ihr ein, dass sie für den nächsten Tag gar nicht eingeteilt war. Sie arbeitete mit Begeisterung im Stall vom Red Oak Inn, aber heute Abend war der Ausblick auf einen freien Tag ein wahrer Segen.

Außerdem stand ihr Wagen in der Nähe ihrer Wohnung. Wenn sie im Zentrum von Kingsbury zu tun hatte, ging sie lieber zu Fuß, statt das Auto zu nehmen. Deshalb musste sie sowieso in die Gegend, in der sich das Pub befand.

Dienstagabend. Das war das Ritual.

Unwillkürlich hatte sie daher die Abkürzung vom Pfle-

geheim durch den Wald – und den Friedhof – genommen, weil das der schnellste Weg zur Innenstadt und zu den Freunden war, deren Gesellschaft ihr jetzt wohl guttun würde. Dass sie sich dabei fürchtete, war unvermeidlich, doch sie versuchte, dagegen anzukämpfen.

Während Rose über das trockene Laub ging, das den Boden bedeckte, nahm sie all die Geräusche überdeutlich wahr, die die nächtliche Stille durchbrachen. Die meisten erkannte sie und ahnte, woher sie stammten – der Wind, die Nachtvögel, das Rascheln anderer Tiere. Sie wusste, dass sie einfach nur weitergehen musste, weil die kleinen Kreaturen, die ringsum hierhin und dorthin huschten, mehr Angst vor ihr hatten als umgekehrt.

Das redete sie sich jedenfalls unablässig ein, um ihre Furcht in Schach zu halten.

Dann erklang ein seltsames, durchdringendes Pfeifen, das die Nachtruft erzittern und alle Tiere im Wald verstummen ließ.

Rose blieb stehen und erstarrte. Steif stand sie da und wartete darauf, dass das Geräusch erneut ertönte. Was zum Teufel hatte wohl dieses unheimliche, schrille Pfeifen von sich gegeben? So etwas hatte sie noch nie gehört, obwohl sie seit ihrer Kindheit in den bewaldeten Hügeln rund um Kingsbury herumstrich. Jetzt war da jedoch nur noch Stille.

Ihr Körper war gerade dabei, sich langsam zu entspannen, als ein weiterer Pfiff ertönte. Sie wollte losrennen, blieb jedoch wie angewurzelt stehen. Als sie zu schlucken versuchte, war kein Tropfen Speichel mehr in ihrem Mund. Sie spürte die Kühle der Luft und den weiten, leeren Raum

des Waldes, der sie zu verschlingen drohte.

Es begann zu regnen.

Irgendwie befreiten die kalten Tropfen sie von ihrer Furcht, sodass sie sich wieder bewegen konnte. Hastig, fast im Laufschritt, verließ sie den Friedhof. Bald sah sie die Lichter des Stadtzentrums vor sich und fühlte sich so sicher, dass ihre Angst ihr töricht vorkam.



Der alte Mann zog sich die Decke noch weiter über den Kopf, auch wenn das durchscheinende Weiß des Lakens den grünen Strahl der Neonröhren über ihm nicht wirklich blockieren konnte. Sein ganzer Körper bebte; die kleinen Erschütterungen ließen seine Zähne klappern und versetzten seine Gedärme in Aufruhr. Er hatte früher schon Furcht verspürt, hatte in seinem langen Leben mehr als einmal am Rand des Abgrunds gestanden, doch irgendwie war dies anders.

Er hatte das Pfeifen gehört.

Die Zeit war nicht mehr auf seiner Seite.

Draußen peitschte Regen an die Fensterscheibe; mit einem Trommelwirbel kündigte lauter Donner an, was folgen würde. Der erste schrille Ton war vor etwa zehn Minuten erschollen, der zweite wenige Momente später.

»Bella ...!« Er wollte jetzt, am Ende, nicht alleine sein. Das konnte er nicht ertragen.

Ein weiterer Donnerschlag ertönte, und er erschauerte. Seine Zähne knirschten so heftig, dass sein Kiefer zu schmerzen begann. In der Stille, die nach jedem Donnern eintrat, durchschnitt ein neues Geräusch die Luft. Der alte Mann schrie auf und krallte die Finger ins Laken, das ihm keinen Schutz bieten konnte.

»Verschwindet!«, schrie er, nun ganz hysterisch vor Furcht. Wieder ein Pfeifen, dann Stille. Es folgte der Klang von etwas tödlich Scharfem, das hartnäckig an der Fensterscheibe kratzte.

Der Alte ließ das Laken los und wälzte sich aus dem Bett. Mit seinen dünnen Beinen, die kaum in der Lage waren, sein Gewicht zu tragen, taumelte er auf die Tür zu.

»Zur Hölle mit euch! Ihr kriegt mich nicht!«, schrie er und umklammerte die Klinke. Der Atem stockte in seiner Kehle, und er rang ungläubig nach Luft, als seine Hände unbeholfen an der Tür zerrten – die sich nicht öffnen ließ.

Außen begann jemand, dagegen zu hämmern.

»Nein ...!«, sagte er mit einer Stimme, die kaum mehr als ein Flüstern war. Er drehte sich um und lehnte sich mit dem Rücken an den Türrahmen. Wieder fiel sein Blick auf das Fenster, und da sah er, was draußen auf ihn wartete. Gebrechlich und halb wahnsinnig, nach allem, was er schon von sich verloren hatte, wusste er, dass er sich nicht mehr wehren konnte.

Nun blieb ihm nur noch eines übrig – zu sterben.

Qualvoll verkrampten sich seine Brust, während er zu Boden glitt, hinab in die Umarmung der Dunkelheit und das grelle Pfeifen der Nacht.

In alten Legenden heißt es, man höre in stürmischen Nächten manchmal ein seltsames Pfeifen, gefolgt vom Erscheinen riesiger schwarzer Hunde. Aber dies sind keine gewöhnlichen Kreaturen, sondern dämonische Wesen, entfesselt von der wilden Jagd auf verlorene Seelen. Nur selten sieht man mehr als einen von ihnen zur selben Zeit, doch wenn alle sieben gemeinsam erscheinen sollten, sei das Ende der Welt gekommen.

In der malerischen Stadt Kingsbury mitten in Vermont betrauert Rose Kerrigan den Tod ihres Großvaters, eines liebenswürdigen, aber seltsamen alten Mannes. Schon bald wird sie von der Legende der Sieben Pfeifer erfahren, denn die gespenstischen Hunde sind nach Kingsbury gekommen und jagen eine Seele, die man vor ihnen verborgen hat. Zuerst ist es nur einer, doch es werden mehr, je länger sie nicht finden, wonach sie suchen.

Und wenn alle sieben Dämonen zusammenkommen ...

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

ISBN 978-3-946330-05-9



9 783946 330059 >

C14,95 [D]
C15,40 [A]

www.buchheim-verlag.de

buchheim
VERLAG /